

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
En Herrn Polzardé	126
Bürfenwih. Don Cadon	183

Nachdruck verboten.

Erſcheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft,
Wilhelmstraße 3a.
1915.

Alleinige Anzeigen-Annahme
der Wochenschrift „Die Zukunft“ nur durch
Max Kirstejn,
Berlin SW. 68, Markgrafenstr. 59,
Fernsprecher Amt Zentrale 30 809 u. 10 810.

pro Jahr M. 20.—; unter Kreuzband
Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.
Ingegen sowie der
instr. 3a, Fernspr. Litzow 7724.

Abonnementspreis (vierteljährlich 13 Nummern) M. 5.—
bezogen, Deutschland und Oesterreich M. 5.65, pro Jahr M. 22.60.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten
VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 48, Wilhelmstr. 11.

Everth & Mittelmann, Bankgeschäft,

Gegr. 1875.

BERLIN C. 19, Petriplatz 4,

Gegr. 1875.

an der Gertraudenstrasse.

Wir kaufen und verkaufen im freien Privatverkehr
sämtliche In- und ausländischen Staatsanleihen, Pfandbriefe und Eisenbahn-Obligationen

An- und Verkauf von Wertpapieren im Privatverkehr!

Mosse & Sachs

Bankgeschäft

Berlin NW. 7, Unter den Linden 56

Fernspr.: Zentrum 12450-12452.

Telegramme: Samosbank

Filliale: Kurfürstendamm 193/194, im Hotel Cumberland.

Fernsprecher: Steinplatz 9634-9635.

Stahlkammer mit Safesanlage.

Dienstbach & Moebius, Bankgeschäft.

BERLIN W. 56, Oberwallstrasse 20.

Gegr. 1869

Tel. Zentr. 2055 5004 11 315.

Gegr. 1869

An- und Verkauf von Wertpapieren.
Vermögens-Verwaltungen. — Vermittlung von Hypotheken und Grundstücken.

Marcus Nelken & Sohn, Bankgeschäft.

Gegr. 1819.

BRESLAU (C) BERLIN.

Gegr. 1819.

An- und Verkauf von Wertpapieren im freien Privatverkehr.

Das Mittel gegen
Zuckerkrankheit

Diabitol

gesetzlich
geschützt

erprobt, wirksam, unschädlich,
in allen Apotheken erhältlich.
Prospekte gratis. Alleiniger Fabrikant:
Chem. Fabr. Apth. Hans Sachs & Co., Berlin W. 28.

Ich bin Käufer von deutschen Kreis- u.
Stadlanleihen

u. and. deutsch Rentenwerten, ferner v.
Pfandbriefen und Obligationen deutscher
Hypothekenbanken zu kulantem Kurse.
T.-A. Zehlen- Zehlendorfer-
dorfer 1921 u. 922. **Max Oske, Wannsee.**

Holzhäuser, zerlegbar,
transportabel,
liefert in

H. & F. Dickmann, Berlin W. 57.
Ca. 1500 Bauten ausgef. Prosp. kostenfrei.

Maurer & Bracht

Gegr. 1768 Welngroßhandlung Gegr. 1768

Hoflieferanten Sr. Königl. Hoheit des
Prinzen Friedrich Leopold von Preußen

Berlin W. 66, Mauerstr. 76

Behagliche Weinstuben:

Werderscher Markt 7, Ecke Kunstraße
Spezialität: Frühstück- und Mittagstisch

Halensee: Kurfürstendamm 131,
gegenüber dem Bahnhof
Einzelverkäufe in allen Stadtteilen



Die Zukunft.

Berlin, den 31. Juli 1915.

An Herrn Poincaré.

I.

Rouget de Plisle, dessen Erdenrest Ihr Wille jetzt in das Pantheon, in die Gruft der größten (oder von einer Zeitstimmung in Größe gerechten) Franzosen, bettet, bot in seinem Erlebnis dem Nachredner brauchbaren Stoff. Ein kleines, mageres Kerlchen aus Hochburgund (Franche-Comté); aus dem Jurabezirk des Sequanerlandes, das den Römern einst Drittes Deutschland hieß. Ein Lieutenant wie andere Lieutenants aus der Zeit der Revolution, denen das Blut in die Schläfe stieg, da sie vernahmen, die neue Freiheit, die von Danton und Robespierre der Gewalt abgerungene, werde von den „Tyrannenheeren“ Oesterreichs und Preußens bedröhrt, die sich dem aus Frankreich entflohenen Volkswügel verbündet haben. Seit, am zwanzigsten April 1792, die Nationalversammlung den Abwehrkrieg beschlossen hat, träumt jeder Offizier vom Ruhm des Vaterlandes und von rascher Beförderung in höheren Rang. Dem stillen Rouget, der schüchtern mit den Mäusen tändelt, hat Friß Dietrich, der Bürgermeister von Straßburg, gerathen, der Rheinarmee einen Kriegslied zu dichten. Am Zechtiisch der Offiziere ist es erzählt worden. Ehrgeizige haben sich wohl um das Kränzlein bemüht. Eines Abends singt, noch unter dem Aprilmond, nach gemeinsamem Mahl Jeder, was ihm das Hirn erbrütet oder die Stimme schwüler Nacht eingesummt hat. Na, Rouget? „Allons, enfants de la patrie!“ Fast zaghaft klingts. Aber hübsch. Aus dem Grab der Gewaltherrschaft keimt uns neuer

Ruhm. Heilige Liebe zum Vaterland ruft die Bürger in Waffnung. Verräther, Knechte, gekrönte Verschwörer nahen, uns längst bereitete Ketten anzulegen. Sehr nett. Zorn, Liebe, Stolz, Siegesgewißheit: alles für solchen Sang Nöthige. Troß Wein, Jugend, Wärme lodert der Beifall nicht in Flammen auf. Doch die Kameradschaft findet das Lied der Erhaltung würdig. „Drucken lassen, Rouget! Bist ja beinahe ein Dichter, Bengel!“ Nachtsischstimmung; morgen ist's aus den Köpfen. Das unter dem Titel „Chant de guerre pour l'armée du Rhin“ veröffentlichte Lied wird kaum beachtet. Noch ein's. Wie Drieschlinge nach warmem Regen: so schießen sie, seit Krieg ist, ans Licht. Ein Zufall weht Rouget's Lied in das Ohr des jungen Mediziners Mireur, der, ehe er sein Gelübde, als Arzt „mit Hingebung aller Kräfte stets der leidenden Menschheit zu dienen“, erfüllt sehen kann, sich dem gefährdeten Vaterland verlobt. Er bringt das in Straßburg geborene Lied nach Marseille und singt es dort, am zweihundzwanzigsten Juniabend, auf dem Fest der Jakobinergesellschaft. Trägt er's wirksamer vor als der dünne Hochburgunder? Lehrt erst die Lust des Südens die Wucht und Gluth dieses Rhythmus fühlen? Wie Rausch packt's die Hörer. Hundert Stimmen fallen ein. Aus dem Saal sprüht der Rehrreim auf die Straße. Schon sind auf tausend Lippen Fesseln des Liedes. Das Journal des Méridionaux druckt den Wortlaut. Die marseiller Truppen, die, das Vaterland vor dem Feind und dem Anschlag der Königlischen zu schützen, nach Paris marschiren, singen beim Einzug, die achthundert zum Bundesfest aus der Mittelmeerstadt Abgeordneten singen am Tag des Tuileriensturmes das Lied Rouget's. In der Helmath haben es zuvor Lyoner gesungen; Freiwillige vom Ersten Bataillon Rhône-et-Loire. Erst in der Hauptstadt aber wachsen ihm Flügel. Wird es die Marseillaise, die, nach dem Wort Michelet's, das Erdrund erobert und der Menschheitfehle ein unsterbliches Lied geschenkt hat. Doktor Mireur kämpft bei Valmy, wird in Italien General, geht mit Bonaparte nach Egypten, fällt in Ungnade und stirbt in ärmlichem Dunkel. Der Pionierhauptmann Rouget de Lisle erblickt nicht einmal flüchtigen Glanz. Unter Dumouriez und Hoche dient er schlicht und recht. Weil er einen Adelsnamen trägt, wird er strafbarer Neigung zu den Königlischen verdächtigt. Aus dem Mund eines Bauernknaben, der den fast Geächteten durch eine Vogesenschlucht führte, soll er zum

ersten Mal sein Lied gehört haben. „Was singst Du da?“ „Die Marseillaise!“ Ganz verduht rußt der Junge. Die kennt doch Jeder! Keiner den Vater. Den umbraust, umjubelt, umheult auf allen Wegen nun sein Lied. Ist es noch sein? Im Sert hat Mancher Verse Racines wiedererkannt; die Melodie kann ihre Herkunft aus Grisons Esther-Oratorium nicht verleugnen. Und das Ganze ist, seit es durch die Hitze des Südens stampfte, von tausend Stimmbändern fiebernder Provençalen sich aufschwang, durch Wuth und Feuerqualm dröhnender Schlachten schwirrte, wie ein von Tropensonne gebräunter, zum Gerüst aus Knochen und Sehnen entfleischter Mensch: das selbe Wesen und dennoch so anders, daß der Blick sich erst durch Erinnerung und Vergleich in Gewißheit tasten muß.

Claude Joseph Rouget ist bei Quiberon verwundet worden und bald danach aus dem Heer geschieden. Er schreibt Opernbücher, einen Rache sang, auf Bonapartes, des Ersten Konsuls, Wunsch ein neues Kampflied, eine Hymne auf die Segenskraft der Industrie. Kann sich aber, auch als Notenkopist, nicht ernähren; wird, als säumiger Schuldner, eingesperrt; später von Béranger unterstügt und vom Bürger-König Louis Philippe durch ein Gnadengehalt vor der ärgsten Noth bewahrt. In Choisy-le-Roi, dicht bei Paris, verglimmt sein Leben. Dort ist der kleine, schwächliche Greis eine jedem Auge liebe Gestalt. Hauptmann außer Dienst; hat die Kriege der Großen Revolution mitgemacht. Die Kinder stehen stramm, wenn er, den Cylinder schief auf dem weißen Haar, herantrippelt; und er ist gern, fast immer mit einem Buch, auf dem Feld oder an der Seine. Sein Lied hört er nicht mehr. Napoleon hats verboten (und jeder nach ihm in Frankreich Thronende hat das Verbot erneut). Das Ding schmeckt nach Umsturz; zu viel Empörergeist in dem Tonteig. Wozu das Gedächtniß an Konvent und Königshinrichtung, an Danton und den schönen Marseiller Barbarou wecken, der die Landsleute nach Paris rief und dadurch dem Sturm sang das Thor der Hauptstadt aufriegelte? Der sechs- und zwanzigste Juni 1836 ist Rougets letzter Tag. Lächelnd stöhnt er: „So gehts! Eine Welt sang meine Weise; und nun muß ich sterben.“ Doktor Carrère (vielleicht ein Ahn des Behenden, der sich mit Ihrem Barrère ins römische Wieglergeschäft theilte) läßt im dumpfen Krankenzimmer ein Fenster öffnen. Da flatterts, weiter, über das nächtig finstere Feld: „Allons, enfans de la patrie!“

Von jungen Refrutenstimmen. Horcht der Sterbende? „Aux armes, citoyens!“ Sein Auge glänzt auf; und erlischt. General Klein, der an seinem Bett steht, glaubt, durch das letzte Köcheln das Wort „Strasbourg“ zu erlauschen. Die Legende beginnt. Zwei Nationalgardisten werden vor's Haus gestellt. Die Wirthin bestreut das Lager des Toten mit Feldblumen und steckt auf dem Nachttisch eine Wachskerze an. Draußen, im Menschenknäuel, schluchzen die Kinder. Dem Dertchen wird's Ereigniß; was rüstig ist, folgt der Bahre. Frankreich aber weiß nichts vom Tod seines Sängers; hat von seinem Leben kaum Etwas gewußt. Keinem „Vlod“ kann er nützen. Auch unter dem Zweiten Kaiserreich ist das Lied verpönt. Berlioz hat es instrumentirt, Schumann dem Tonbild seiner in Mannheit klrrenden Grenadierballade eingegliedert. In der Heimath ist es geächtet; hat der Zeuger selbst nach Jahren nur einmal noch, am Rand des Grabes, Klänge daraus geschlürft.

Dem Nachredner bot das Leben des Liedes, des Sängers, gerade in Kriegszeit, den brauchbarsten Stoff. Straßburg die Krippe, die zur Massenwehr gewaffnete Hauptstadt die Pathin des Freiheitsanges. Alle Anebelgewalten wider ihn verschworen. Alle überlebt er im Herzen der Volkheit: und ist auf ihrer Lippe nach hundert Jahren so jung wie am ersten Tag. Jedes Haupt, eines Selbstherrschers gar, blöht sich vor seinem Klang. In ihm glüht, aus ihm wirbt noch Frankreichs unauslöschliche Flamme, die in Unfreiheit ersticken mußte. In das Songgewand unserer Volkshymne kleidet Audorf das Marschlied, das deutsche Arbeiter die „Achtung des Rechtes und der Wahrheit“ lehren soll. Auch der vergessene, verschüttete Sänger ist auferstanden. Durch die Reihen unserer Haarigen schreitet er; aus allen Gräben winken die poilus ihm dankbare Huldigung. Im Invalidentom grüßt den kleine Pionierhauptmann der Kleine Korporal. Der Adelsbrief schändet ihn nicht mehr: denn unter unserem Himmel sind nur noch Franzosen; ist ein Blutschlag in Aller Herzen. „Dem Unsterblichen, dessen Sang Menschheitgebet wurde, öffnet das Pantheon sich; und wir ahnen den Tag, der das Lied in seine Geburstatt, an den Rhein, zurückführt.“ Nicht einmal diese Andeutung hätten Gescheite Ihnen verdacht. Und leicht war Ihrer Rede der würdigste Schluß zu finden. Rougets Gedicht „Mein letzter Wunsch“ mahnt die Heimath, auch mit der Palme, nicht mit dem Lorber nur,

sich zu krönen. „Blühe, geliebtes Frankreich, und gedeihe in Ewigkeit! Wahre Deine Freiheit, gib der Erde den Frieden, sei den Schwachen, Geknechteten ein starker Hort, achte das Unglück, den Glauben, die Pflicht der Freundschaft und rufe Deine Söhne nur auf, wenn der Fremdling Deine Grenze bedroht. Dann darfst Du auf sie zählen. Triomphe, o chère France, et prospère toujours!“ Mit solchem Wortpsund ließ sich wuchern. Die Menge hätte geschluchzt.

Der Festredner wollte, daß sie in Zorn knirsche. Er vergaß, daß er Präsident der Republik ist, hoch, wie jedes Staatshaupt, in Krieg und in Frieden über alle Parteilung, alle Zufallswuth emporragen, in der reinen Luft des nationalen Ewigkeitwillens athmen soll und nicht berufen ward, mit der Theaterheldin Chenal zu wetzeln, die allabendlich auf irgendeinem Brettergerüst, im Dreifarbenrock, mit dem stumpfen Damenschwert, aus der Marsellaise ein aufpeitschendes Melodrama macht. Unter der Dompfuppel, die Bonapartes Grab überwölbt, sprach er: „Durch den Beschluß, während des Krieges, der das Schicksal Europas gestalten wird, am Nationalfeiertag die Asche Rougets de Liöle feierlich nach Paris zurückgeleitet zu lassen, wollte die Regierung der Republik nicht nur die Erinnerung an einen französischen Offizier verherrlichen, aus dessen Mund in tragischer Stunde die unsterbliche Seele Frankreichs sprach: sie wollte zwei große Seiten unserer Geschichte vor dem Auge des Landes einander nähern; Allen die starken Lehren der Vergangenheit einprägen und heute, da Frankreich wieder heldisch für die Freiheit steht, den Ruhm der unvergleichlichen Hymne erneuen, deren Klang im Herzen des Volkes übermenschliche Kräfte wachsen ließ. Im Jahr 1792 war Rougets wundervolle Augenblickseingebung der Zornruf, der Racheschrei des edlen Volkes, das die Menschenrechte verkündet hatte und sich sträubte, vor dem Fremdling das Knie zu beugen. Preußens Heer rückte an den Rhein vor; von Nord und Ost her bedrohte Oesterreich unsere Grenze. Am zwanzigsten April hatte die Nationalversammlung in Paris für den Krieg gestimmt und, nach dem Wort eines Redners, den Wunsch ausgesprochen, daß vor dem Feuer feindlicher Geschütze alle Funken inneren Haders verlöschen. Fünf Tage danach war der Haß des Beschlusses in den treuen Elsaß gelangt, dessen Bürger, im Verein mit den Vertretern aller Provinzen, am vierzehnten Juli 1790 dem untheilbaren

Frankreich für immer Treue geschworen hatten. Ein schlichtes Kind des Jura wird in der Schicksalsstunde der Säger des Volksempfindens. Marseiller Freiwillige, die ihr Leben dem Vaterland weihen, bringen das Lied nach Paris. Seine Lebensgeschichte zeigt uns ein herrliches Denkmal des Volksgenius und ein packendes Zeugniß von der Einheit Frankreichs. Was thut's, daß Rouget de Lisle ein dürftiges Dasein durch Schatten hinschleppen mußte und erst nach der Julirevolution Kreuz und Ruhegehalt empfing? Daß Verleumder ihm die Vaterschaft seines Meisterwerkes bestritten und deutsche, in der Lügenschule erzogene Organisten ihm schamlos den Ruhm zu rauben trachteten? Sein unsterblicher Sang ist das Kind eines ganzen Volkes geworden und überdröhnt mit mächtigem Klang das Murren des Neides und das Gebrüll des Hasses. Wo sie erklingt, weckt die Marseillaise im Gedächtniß den Glauben an eine selbständige Nation, die mit leidenschaftlicher Inbrunst ihre Unabhängigkeit wahrte und deren Söhne lieber sterben als in Knechtschaft gleiten wollen. Und nicht für uns nur hat das Lied diesen großen Sinn; sein strahlender Ton spricht allen Menschen und wird auf dem ganzen Erdrund jetzt verstanden. Nur solche Hymne vermochte in einem Krieg, wie er heute ist, Frankreich edelmuthigen Gedanken auszudrücken. Wieder bedrängt Herrschsucht die Freiheit der Völker. Seit langen Jahren hatte unsere arbeitssame Demokratie sich freudig der Friedensarbeit gewidmet. Mit allen Mächten wollte sie höflich verkehren; und sie hätte jeden Erfinder oder Nährer kriegerischer Pläne als Verbrecher oder als Narren behandelt. Trotz wiederholter Herausforderung, trotz dem Theaterdonner von Tanger und Agadir war sie, aus freiem Willen, still und geduldig geblieben. Als sich über dem Balkan das erste Gewölk zusammenzog, that sie alles zur Verhütung des Gewitters Mögliche; von ihr ging die Anregung aus, die Europäereintracht zu organisiren und zu erhalten. Da, trotz all ihrer unermüdblichen Anstrengung, im Orient Krieg geworden war, versuchte sie, den Brand zu ersticken oder mindestens örtlich einzugrenzen. In der folgenden Ruhezeit war sie sofort willig, in neuer Verhandlung mit dem Deutschen Reich den letzten Konfliktstoff wegzuräumen. Und an dem Morgen nach dem Tag, an dem ein franko-deutscher Orientvertrag, ein beide Länder befriedigender, unterzeichnet worden war und Europa, endlich, wieder in Zu-

versicht Athem schöpfen durfte, — in dieser Stunde erbeben die Säulen der Welt von einem unahnbaren Donnerschlag. Was danach kam, wird die Geschichte aussagen. Daß Oesterreich, ohne der Warnungen Italiens zu achten, den Ueberfall Serbiens befaß. Daß dieses kleine Heldenvolk, auf den Rath Rußlands und Frankreichs, ein beleidigendes Ultimatum in versöhnlichem Ton beantwortete, Oesterreich aber, statt sich vom Vorbild solcher Mäßigung entwaffnen zu lassen, auf seinem Mörderplan bestand. Die Geschichte wird aussagen, daß im ganzen Verlauf der furchtbaren Krisis die Regierung der Republik nicht eine Minute lang aufgehört hat, überall, mit zäher Willenskraft, sich für die Wahrung des Friedens einzusetzen. Doch der kriegerische Imperialismus der Germanenländer war entschlossen, über das Urtheil civilisirter Völker hinwegzuschreiten. Plötzlich wurde dem Russenreich, dann, hinter Heuchelervorwänden, auch der Französischen Republik der Krieg erklärt. Staunend wird die Nachwelt hören, daß der Deutsche Botschafter, weil sein Versuch, unser pariser Volk zu Beleidigung hinzureißen, mißlungen war, eines Tages, ohne zu lachen, dem Minister unserer Auswärtigen Angelegenheiten als *casus belli*, als Kriegsgrund, eine in den Kanzleien der Wilhelmstraße erfundene Fabel aufsticht: die Behauptung, ein französischer Flieger (den, versteht sich, kein Mensch gesehen hatte) habe Nürnberg mit Bomben beworfen. Auch alles Uebrige wird die Geschichte, die Rächerin, künden: die schmählische Feigheit der England gemachten, von der Britenehre mit Verachtung abgewiesenen Vorschläge; die rohe Besudelung der belgischen Neutralität; die freche Zerreißen der heiligsten Verträge, die nur als ‚Papierfetzen‘ gelten durften; die Anwendung der barbarischsten Schreckmittel gegen friedliche Bürger der Gebiete, die gezwungen waren, den Durchmarsch zu dulden; und die Entehrung der in den Dienst wilder Gewalt erniederten Wissenschaft. In ungestörter Seelenruhe kann Jeder von uns sein Gedächtniß auffrischen und der Stimme seines Gewissens lauschen. Nie haben wir, nicht eine Sekunde lang, vor dem Wort oder der Geberde gesäumt, durch die jede Kriegsgefahr verschleucht werden konnte. Doch längst hatte der Überwiz unverföhnlicher Feinde die Vernichtung des Europäerfriedens gewollt und vorbereitet. Wir sind die unschuldigen Opfer des rohsten und zugleich mit der schlauesten Verschmiz-

heit bis ins Kleinste vorbedachten Angriffs geworden. Da man uns nun einmal genöthigt hat, das Schwert zu ziehen, haben wir nicht das Recht, es in die Scheide zurückzustößen, ehe unsere Toten gerächt sind und der gemeinsame Sieg der Verbündeten uns den Aufbau aus Trümmern, die Wiederherstellung des ganzen, nicht mehr geschmälerten Vaterlandes erlaubt und die Gewähr schafft, daß nicht, nach einer Weile, die Herausforderung sich wiederholen kann.“ *La France intégrale*: mit Metz und Straßburg.

Noch über eine ansehnliche Strecke hin trug der kühl erkügelte Schwung Ihre Rede. Bis zu den Hauptsätzen (die ich schon vor acht Tagen anführte): „Der Feind hüte sich vor Selbsttäuschung! Ein erwinfelter, undichter Friede, der rußlos zu durchsiebernde Waffenstillstand zwischen einem abgekürzten und einem noch gräßlicheren Krieg ist nicht unseres Wunsches Ziel. Nicht, um in Schmach zu leben und, bald, in Reue zu sterben, hat Frankreichs Volk dem Ansturm der Deutschen getroßt, den linken Flügel des gebändigten Feindesheeres von der Marne bis an den Oser zurückgeworfen und, nun ein Jahr schon, Wunder an Größe und Schönheit gewirkt. Nicht oft genug aber können wir wiederholen: Nur stitliche Kraft und Ausdauer sichert den endgiltigen Sieg. Alle Gewalt unseres Willens und Vermögens müssen wir, Staat und Einzelne, in den einen Gedanken, den einen Entschluß ballen: den Krieg, mag er noch so lang werden, zu führen, bis der Feind völlig geschlagen, der Alb deutscher Weltherrschsucht von Europa gewichen ist. Schon röthet der Ruhmesitag, von dem unsere Volkshymne singt, den Himmel. In Andacht stehen wir vor der That der Nation. Ihr heiliges Werk muß sich, wird sich vollenden. Dem Sieg und der Gerechtigkeit bahnt es den Weg.“ Die Ehrengäste geleiteten Rougets Gebein von Cholsy, dessen Veteranen und nächster Rekrutenjahrgang den Sarg mit ihren Fahnen geschmückt haben, durch den Triumphbogen (wo, vor Rudes Marseillaise-Relief, eine Landwehrkapelle und zwei Opernstimmen dem Sänger huldigen), unter dumpf schwirrenden, die Tricolore flaggenden Flugzeugen, über die Alexanderbrücke in den Lichthof des Invalidendomes: Minister, Diplomaten, Senatoren, Abgeordnete, Würdeninhaber aus den Bezirken der Wissenschaft und Verwaltung, des Gewerbes und Handels, Großkreuzträger und Großoffiziere der Ehrenlegion. Fast Aller Ohr fängt nur einzelne Fäden des

Wortgesträhns auf. Die Straße war stumm; schlen, zum ersten Mal an einem Nationalfesttag der Republik, stimmlos; nicht aus einer von hunderttausend Kinderkehlen stieg Lärchenruf, nirgends aus einer Frauenbrust jauchzende Hoffnung. Im Dom besiehl die Amtspflicht Beifall. „Schlechte Musik. Und der Präsident scheint entsetzlich nervös. Die anmuthige Rundung der Geste, die seinen Cylindergruß berühmt machte, ist dahin. Er zappelt und sieht vergrämt aus. Vernünftig ist, daß er unser Freiheitbedürfnis so laut betont. Gerade er hats nöthig.“ Getuschel. Wieder Rougets Hymne. Von der Höhe her stimmt der Chor der Römischen Oper ein. Gutes Theater: dürfte Dufel Sarcey sagen, wenn er auch das schlimmere Schreckensjahr erlebt hätte. Lothringermarsch. Sambre-et-Meuse. Schluß des „erhebenden Freiheitfestes“.

Vierundzwanzig Stunden zuvor hat Herr Gustav Hervé in seiner Zeitung „La Guerre Sociale“ einen Artikel über „Die Feinde im Inneren“ veröffentlicht. Ein gescheiter, nüchtern Mensch, dessen männlich ernste Vaterlandsliebe die Sturmzeit des Wehrdienstweigerers und Halbanarchisten längst vergessen ließ. Wo steht er im Inneren den Feind? „Zögernd fange ich zu schreiben an. Seit dem ersten Kriegsgeräusch, seit den letzten Julitagen des Jahres 1914 habe ich in dieser Zeitung redlich die Pflichten, heiliger Eintracht“ erfüllt und alle Mattern gefressen, die man, während die Parteiwaffen ruhen, hinunterschluden muß. Die röthesten Republikaner, die Sozialisten, Syndikallisten, wildesten Anarchisten haben gegen das Geseß heiliger Eintracht niemals gesündigt. Wir blieben stumm, trotzdem wir von allen Seiten hörten, wer an der Front als republikanischer Offizier gelte, werde kaum je befördert. Wir nahmen den frommen Uebereiser, den einzelne Pfarrer, Schwestern, Damen des Rothen Kreuzes in Lazareten und auf Verbandplätzen zeigten, nicht tragisch und beruhigten, wo wirs konnten, die Leute, die solcher Uebereiser in Ausbrüche heftiger Pfaffenfeindschaft getrieben hatte. Wir hoben kaum die Achseln, als gute Frömmnerinnen mit ernster Miene erzählten, Jeanne d'Arc, die Schützerin Frankreichs, habe durch ihre Wunderkraft den Sieg an der Marne erstritten. Eben so geduldig hörten wir die niederträchtige Anklage, von den Radikalen sei im Parlament nicht für die Schwere Artillerie gesorgt und dadurch die Landesvertheidigung geschädigt worden. Im August standen

in unseren Zeughäusern genug Schwere Geschütze, an unseren Küsten riesige Belagerungskanonnen; daß sie nicht benützt wurden, war doch wohl nicht die Schuld der Kammer. Seit ein paar Tagen aber wird überall von heimlicher, mit den Giftmischermitteln der Einschüchterung, Lüge, Verleumdung arbeitender Wählerlei gegen die Republik geraunt. Durch die Schützengräben (von vielen Frontstellen aus melden es uns Briefe) schleicht, immer wieder, das Gerücht, daß in Paris die Frauen verhungern, die Arbeiter die Rothe Fahne gehißt haben und Alles der Republik überdrüssig sei. Ehrliche Genossen sind von dieser Rederei erschüttert: als ob die Angabe glaublich wäre, die Arbeiterklasse, die zur Vertheidigung unserer Republik stets vornan war, könne plötzlich mürrisch oder toll, der Republik feindlich, vielleicht bonapartistisch oder gar (haltet Euch den Bauch, Freunde!) royalistisch geworden sein. Aber in manchem Bezirk dringen die selben Lügengerüchte auch ins Ohr der Bürger. In einem Ardèche-Dorf hat der Pfarrer arme Weiber angestiftet, ihren Männern ins Feld zu schreiben, in der Heimath gehe Alles drunter und drüber und aus Paris und anderen Großstädten drohe deshalb die Revolution. In einer Landgemeinde der Haute-Loire nimmt der Pfarrer den Niedergang Frankreichs zum Predigstoff; ruft, das Vaterland sei verloren, und besät die Seelen seiner Schäflein mit solcher Verzweiflung, daß viele heulend heimwanken. Am nächsten Morgen geht, in der selben Gemeinde, ein anderer Pfarrer, ein Kind dieses Dorfes, von Thür zu Thür und wimmert, er wisse aus schweizer Zeitungen, daß Frankreichs Niederlage und Untergang nah sei; warnt, die Schafscherne für Nationale Vertheidigung zu kaufen, und behauptet, Heil sei nur noch (haltet Euch, Freunde, wieder den Bauch!) von der Wiederherstellung des Königthumes zu hoffen. Die treuesten Republikaner, schreibt man mir, sind durch diese Reden aus der Wurzel ihres Vertrauens gelockert worden. In einem Unterpräfekturbezirk der Seine-et-Marne erwarteten an einem Markttag viele Bauern aus Paris die Kunde von der Revolution; und Fromme erzählten ihnen: ‚Wenn Herr Voicarcé und ein paar Andere gestürzt sind, wird Alles gut werden. Alle Neutralen helfen uns dann gegen Deutschland.‘ Im pariser Sternbezirk selbst schwätzen vornehme Damen Aehnliches ins Ohr ihrer Diensthoten. Durch die Massenbezirke der Hauptstadt wird das

blödsinnige Märchen verbreitet, auf den Antrag des Kriegsministers habe die Regierung beschlossen, den Kriegerfrauen den Unterhaltzuschuß zu entziehen. Ungerecht wärs, alle aufrichtig Frommen oder auch nur alle Geistlichen für diese verbrecherische und zugleich alberne Wühlarbeit verantwortlich zu machen; die meisten thun, an oder hinter der Front, ihre Pflicht als gute Franzosen. Gefährlich aber wäre die Duldung unterirdischer Tüde. Die Leute, die sich solcher edlen Aufgabe widmen, sind die Erben der Chouans, die 1793 dem gefährdeten Frankreich den Dolch der Vendée in den Rücken bohrten, den großen Danton einen Banditen schalten, die Niederlage ersehnten und 1815 in den Packwagen des fremden Siegers zurückkamen. Sie sind die Feinde im Inneren, die Verräther des Vaterlandes, bewußt oder unbewußt die Werkzeuge des Feindes: und mögen ihrem Gott danken, daß wir nicht mehr in der Zeit des Wohlfahrtusausschusses leben!

So (wir müssen es glauben) siehts in Ihrem Frankreich aus. Alle wollen den Sieg; nicht Alle die Republik: weil die Flügel des Glaubens, daß sie den Sieg erstreiten werde, gelähmt sind. Wird sie bersten und fallen? Ich zweifle; nicht nur, weil noch der Mann fehlt, den die Woge auf den Sitz des Diktators, Königs, Kaisers schwemmen könnte. Die Gewißheit, daß bei der Vorstellung neuer Einzelherrschaft die meisten Franzosen „sich den Bauch halten“ würden, verwischt freilich nicht die Erinnerung, wie oft eine Minderheit die Staatsordnung umgestürzt hat. (Mehrheit würde dazu nicht Gewalt brauchen: wurde Revolution, dann kam sie aus Minderheitwillkür.) Immerhin kann Ihre Republik sogar den dunkelsten Kriegsausgang überdauern. Ihr Blakroth würde sich dahinter wohl in Blutfarbe tiefen; und der Friedensdiktator müßte sich fragen, ob eine im Wesen, nicht nur dem Scheine nach, sozialistische Gesellschaft ihm als Nachbarin bequem wäre. Einstweilen splittern unter dem brokatenen Mehrgewand der Union Sacrée die Knochen zerflossener Ueberzeugung. Der Spuk grimmiger Pfaffenfeindschaft geht wieder um. Und daß in hellen Räumen des Vatikans auf die älteste Tochter der Römerkirche neue Hoffnung gegründet wird, beweist der Erfolg des Kardinals Amette, Erzbischofes von Paris, dem, am elften Juli, auch für seine Gemeinde Paps Benedikt den Apostelsegen gesandt und mit eigener Hand geschrieben hat, er müsse die Verletzung der belgischen Neutralität

laut, die Behandlung belgischer Kirchenhäupter leise tadeln, habe niemals aber das Recht Englands zur Blockierung der deutschen Küste angezweifelt. „In Rom erhält man nichts, man bringe denn was hin. Damit er einer Welt gebiete, giebt der Papst seinen Nachbarn gern und freundlich nach“: also spricht Goethe (ein Boche, den Sie nicht kennen). Die große, seit dem Ausgange des Matmondes erwartete Offensive ist nicht geworden. Generalissimus Joffre hat an verschiedenen Stellen die Feindesfront betastet, an manchen, besonders bei Urras, mit stählernem Hammer einzudrücken versucht; doch bald gemerkt, daß sie nirgends zu brechen ist, und sich gehütet, irgendwo alle Hände auf eine Karte zu setzen. Auch er strahlt nicht mehr in so hellem Glanz wie einst im Mai. Durch alte Federbüsche und, sachte, durch die von Ruhestandsgeneralen beschriebenen Blätter rauscht, der müde Zauderer ohne gar nicht, was, noch hundert Jahre nach Bonaparte, den Franzosen im Massenangriff gelingen könne. Weil das für den Hochsommer 1915 vorausgesagte glorreiche Ende in Nebelferne entrückt ist, wieder mit dem sicheren Ertrag des Abnützungskrieges gekrebst, mit dem noch sichereren Elend des zweiten Winterfeldzuges gerechnet wird, ist die Volksstimmung matter, als sie, acht Monate lang, nach dem Marnefeld und vor dem Russenrückzug aus Galizien war. Nicht morsch noch der Verzweiflung nah. Unbefangene Zeugen rühmen die würdige Haltung, die „neue Seele“ der Pariser, die nicht brüllen, schwelgen, Fahnen schwenken oder als Hauspuß sehen wollen, sondern sich in den düsteren Willen verankert haben, auch in Bitterniß auszuharren. Hätte Frau Anastasia aber, Ihre Censurbehörde, den Warnungsschrei des Genossen Hervé in die Letternmaschine gelassen, wenn ihr der Schreckruf unnötig schien? Sie ist oft vernünftig; erlaubt, in Bürgerstaat und Heer Mißstand und Mangel zu rügen. Auch die Behauptung, in vielen Provinzen, in der Hauptstadt selbst sei das Volk durch das Gewispervon Pflege- und Betschwestern, Pfarrern und Adeldamen aus dem Glauben an die Kraft der Republik in die Hoffnung auf Staatsformwandel verleitet worden? Auch, wenn sie grundlos, als falsch zu erweisen war? Unwahrscheinlich. Sie dürfen sich nicht wundern, wenn wir Hervés Stimmungsbild für ähnlicher halten als Ihres. Seit dem September kein Hauptschlag, der günstige Entscheidung verheißt. Die Erkenntniß, daß die Heeres-

Verwaltung auf wichtigen Gebieten versagt hat und spät erst, als handelte sich um eine unvorbereitete levée en masse, Mannschaft und Kriegsgeräth aus der Erde stampfen mußte. Der Gabelgandke: Vielleicht hatte die Republik sich zu sehr off von der Gottheit gewandt; vielleicht ist ihr Gebrechen der Mangel an Befehlseinheit, die in den feindlichen Monarchien die Stohgewalt mehrt. Als Folge: Unrast; die der Präsident hehlen und schwichtigen möchte.

Seit am fünfzehnten Januar 1895 der in der Taufe mit drei Apostelnamen begabte Herr Castrit-Verier schon nach halb-jährigem Ausenthalt dem Bourbonenexilion entließ und ins Land hinausshrie, dem höchsten Amt der Republik fehle jede Möglichkeit zur Handlung und zur Ueberwachung, herrschte der Glaube, in der Französischen Republik sei der Präsident eine Puppe, die, wenn der Wille des Ministeriums sie in Bewegung setze, die Staatsmacht zu verkörpern, niemals aber aus eigenem Trieb in das Staatögeschäfft einzugreifen habe. Der Glaube trog. Mit besserem Recht als in der Stunde, da es gesprochen wurde, gilt heute das Wort, das Gambetta dem ersten Präsidenten (Thiers) zurief: „Wir geben Ihnen die stärkste Exekutivgewalt, die in einer Demokratie je noch verliehen ward.“ Damals stand der Präsident, nach dem Ersten Artikel der Verfassung vom einunddreißigsten August 1871, „sous l'autorité de l'Assemblée Nationale“; war der Nationalversammlung verantwortlich und konnte fordern, von ihr gehört zu werden. Er hatte die Geseze zu verkünden, ihre Ausführung zu überwachen, die Minister zu berufen und wegzuschicken. Als Mac Mahon in dem einst von der Pompadour bewohnten Ehsierhaus Thonte, fand er, dem höchsten Amt fehle die nothwendige Autorität und die Bürgschaft einer gewissen Dauer. Am neunzehnten November 1873, zwanzig Minuten vor Mitternacht, beschloß drum die Nationalversammlung, die Amtsmacht des Präsidenten fortan sieben Jahre wahren zu lassen; trotz dem höhnnenden Ruf von der linken Seite des versailer Saales: „Dieses Septennat ist die Vorrede zur Monarchie!“ Die endgiltige Verfassung, deren Annahme erst am fünfundzwanzigsten Februar 1875 beschlossen wurde, hat auch den Bereich der Präsidentenrechte geweitet. Der auf sieben Jahre Gewählte kann sich wieder zur Wahl stellen. Er gebietet über die bewaffnete Macht der Republik. Ernennet alle Beamten (civile und militärische). Kann

Gesetze vorschlagen und muß die von den beiden Kammern beschlossenen verkünden und für ihre richtige Ausführung sorgen. Ist er mit einem beschlossenen Gesetz nicht einverstanden, dann darf er, ehe die Verkündungsfrist abläuft, in einer sachlich begründeten Botschaft eine neue Berathung fordern, die keine Kammer ihm weigern kann. Auch sonst hat er das Recht, Botschaften an die Kammern zu richten. Beider Berathungen darf er, zweimal in einer Session, auf je einen Monat vertagen. Beide, wann es ihm beliebt, zu außerordentlicher Session einberufen. Beide zur Revision der Verfassung auffordern. Im Einverständniß mit dem Senat die Kammer der Abgeordneten auflösen, bevor ihr Mandat erloschen ist. Mit den Vertretern fremder Mächte verkehrt er unmittelbar und kein Staatsvertrag kann ohne seine Mitwirkung Rechtskraft erlangen. Er hat das Begnadigungsrecht, ist in der Personenwahl für alle Aemter, auch die höchsten, frei und darf, so oft er daraus einen Nutzen hofft, in einer Botschaft zu dem Land sprechen. Zahl und Tragweite dieser Rechte sind nicht gering; im Wesentlichen kaum geringer als des Deutschen Kaisers, der, wie Lagarde früh gezeigt hat, ohne Souverainmacht, rechtlich der Präsident einer Republik ist. Souverain ist das Reich, in dessen Namen der Höchste Gerichtshof das Recht spricht. Und wenn die Reichstagsmehrheit ihre Macht ernsthaft gebraucht und nur dem ihr genehmen Kanzler Sold und Gesetze bewilligt, ist der Kaiser in der Wahl des Geschäftsleiters nicht freier als der Präsident der Französischen Republik. Der ist, wie Eugen Melchior de Vogüé vor zwei Jahrzehnten schrieb, nicht von der Verfassung, sondern von einer gefälschten Ueberlieferung in der Möglichkeit seines Wirkens gehemmt. Daß Frankreichs Elysion weder ein vom Blitzstrahl geweihter Ort heiliger Stille noch ein vom Zephyr umfächelttes Gefilde der Seligen ist, hat das Schicksal der Grévy, Casimir-Perier, Faure erkennen gelehrt. Der im Elysée gebietet, ist aber auch keine Festpuppe, kein Staatsornament; braucht's nicht zu sein. Kommt Einer, der nicht nur behaglich leben, sondern sein Recht anwenden will: er kann's.

Der wollten Sie sein. Nicht Perier, Faure, Fallières: mürriſcher Schwächling, Machtscheingenießer, Holzbüste am Staatsbug. Sondern: Schicksalsgestalter; Einer, von dessen That die Geschichte widerhallt. Von der That eines Rächers und Rückeroberers? Der Justizrath reicher Leute konnte nur in trunkenen

Stunde sich in den Schatten eines selbherrlichen Siegers wünschen. Nach Allem, was Ihnen Ergebene ausplauderten und andeuteten, vermuthete ich, daß Sie dem Deutschen Reich, wenn es, als Pflaster auf die Ruhmeswunde von 1870, das winzigste Grenzstückchen des Französisch Sprechenden Lothringens herausgab, Ihr Vaterland endlich versöhnen wollten. Ungefähr der Plan der kühl wägenden, fast englisch rechnenden Brüder Cambon: Entfernung Frankreichs aus der Gefahrzone, wo der stark Gerüstete es als nächste Gessel packen kann; ihm bringt der im deutschen Flottenkurs unvermeidliche Zusammenprall mit Britanien dann, ohne Einfaß, in jedem Fall Gewinn. Aus der ihm versöhnten Republik durfte Deutschland nicht, ohne sich in schmählisches Unrecht zu setzen, seine Kriegskosten pressen; ist es auch nur im Mindesten geschwächt, so läßt sich mit ihm oder, wenns spröb bleibt, mit seinen Feinden weiter reden. Diesen Plan, einer „Annäherung“ oder Versöhnung, habe ich immer offen bekämpft; schon als König Eduard ihn hätschelte. Weil sein Gelingen uns in die unbequemste Lage gezwungen und jeden Athemzug erschwert hätte. Weil hinter dem bunt beblühten Wortschleier nichts für die Sicherung deutscher Zukunft Brauchbares hing. Nicht einmal der Drintvertrag, dessen Reize Ihre Lippe preist, war nach meinem Geschmack; weil er in Ost nicht so viele Kegel löste, wie er in West vorschob. Schutz- und Truhbündniß mit Frankreich: lieber heute als morgen. Die viel gerühmte Annäherung: nicht vor dem deutsch-englischen Marinevertrag. Ob mein Standpunkt klug oder dumm gewäh't war, mag Jeder ermessen, der sich, nach der Lehre eines Jahres, vorstellt, wie ein von Deutschland allein, zwischen unfreundlich Neutralen, gegen England zu führender Krieg ausgesehen, wann und wo der Britenlöwe von anderem Raubgethler Hilfe erlangt hätte. Einerlei. Die Wahl des Standpunktes trug mir aus Ihrer Heimath den Verruf als eines Franzosensressers und Lärmpatrioten ein. Was ich geschrieben hatte, wurde oft, schon vor dem Krieg, munter gefälscht. (Für die Dauer des Krieges müßten die anständigen Menschen aller Länder sich in die Verpflichtung einen, über Geredetes oder Geschriebenes nie zu urtheilen, ehe sie es mit eigenem Ohr gehört oder in ungefürztem, beglaubigtem Wortlaut gelesen haben. Jetzt wird herausgepickt, was ins Krämchen paßt, und von Kassaähnern je nach dem Bedarf zugehohel't. Am Truglicht

scheint Dieser dann empörten Teutonen ein Yankee-Anwalt, Jenner hihigen Oesterreichern ein Lober Italiens; und den in Kritik geneigten Köpfen des Vierbundes wird nach jedem Tadelswort die raube Verdammung des Vaterlandes angedichtet. Noch vor acht Tagen stand in dem „Matin“, dessen Rechtsbündel Sie einst führten und aus dessen Gewölk Varilla sich Ihnen stets gnädig erwies, daß ich Freunden und Feinden, insb. besondere den Russen, Vertragsbruch als harmlosen Jungbrunnen empfohlen habe. Titel: „Kynische Aussage eines Boche; nach Hardens Meinung kann man Verträge brechen.“ In zwei Duzend Provinzzeitungen wird der Quark breitgetreten. Eine Woche zuvor hat Herr Reinach im „Figaro“ gesagt: „Harden feierte den Krieg als das Mittel zur Eroberung der Weltherrschaft. Dennoch warnt er jetzt: die Macht Rußlands und Frankreichs sei unterschätzt worden; die Versenkung der ‚Lusitania‘ schlimmer als ein Verbrechen; man dürfe nicht glauben, die Vereinigten Staaten, in deren Geschichte Washington, Monroe, Lincoln leben, auf die Länge ungestraft höhnen zu können.“ Von Alledem hab: ich nicht eine Silbe gesagt; nie eine, die, noch so leis, ein Urtheil über den Lusitaniawist andeutete. Die Zuversicht, daß auf unsere Augenweide nicht solche Entstellung tröpfelt oder hagelt, wäre Irrthum. So leben wir, unter dem Marsbedel, alle Tage. Gelehrte, die an jedes Fachzünftlers Gründlichkeit mäkeln, saugen aus einem ungeprüften, in Fremdsprache geweihten Bröckchen den Schuldspruch gegen Vernunft und Ehre eines in feindlichem Ausland hausenden Menschen. Das geschieht uns draußen; geschieht bei uns den Fernen. Dem Juristen und höchsten Vertreter des „edlen Volkes, das die Menschenrechte verkündet hat“, darf ich zumuthen, erst auf dem festen Grund ermittelten Thatbestandes zu richten. Er brauchte meiner Rede nicht zu horchen, wenn ich, wie am Hahnenhof gekräht wird, der Sünde alldeutschen Franzosenhasses überführt wäre. Doch diese Anklage ist rasch zu entkräften. Daheim gemachte Fehler habe ich härter als fremde gerügt; weil sie gefährlicher sind. Ein Beispiel muß folgen.

„Das nüchterne, arbeitssame, redliche Volk der Deutschen ist in den Ruf gekommen, daß es sein Reichsgeschäft nach dem Muster der Marktstreiter und Rummelplatzpächter treiben lasse. Nicht völlig schuldlos. Jähe Ueberraschung, coups de théâtre, allerlei bunten Bühnentand haben wir mehr ge: liebt als stille Vorbereitung

zu kräftigem Handeln; Wortgebröhl war aus unserm Bezirk oft, kaum je noch der Widerhall einer That zu hören. Schellenbaum, Donnerblech, Kesselpauke wurden gerührt und die aufgeschreckten Nachbarn dann mit Flötentönen beschwichtigt. ‚Wir wollen ja nichts; sind die friedlichsten Leute auf dieser Erde‘: der Betheuerung antwortet, laut oder leise, ringsum die Frage, warum wir dann so viel Lärm machen und Europens alten Leib in drückende Rüstung zwingen. Was sich als Oeffentliche Meinung verummmt, ist nicht tauglich, uns irgendwo Freundschaft zu werben; ist nur bestimmt, den Deutschen in den Wahn einzulassen, daß jedes andere Reich in Lebensnoth ächze und er nur, er ganz allein in heller Sonne sitze. Er glaubt nicht. Und draußen bringt der kalte Emporkömmlingshochmuth, der leidenschaftlos prohtige Hohn unserer Meinungsmacher von Mond zu Mond uns in schlimmeren Veruruf. Das Geschrei über den Splitter in des Nachbarns Auge befreit unseres nicht von dem Balken. Frommts, in jeder Woche den Franzosen lehrhaft zu wiederholen, daß sie von Newa und Themse nichts zu hoffen haben, von den Russen ausgebeutelt, von den Briten als Prügeljungen erkauft worden sind? Der wache Blick zeigt, daß alliance und entente der (bis 1890 vereinsamen) Republik schnell in die bequeme Stellung einer umwordenen Großmacht halfen, daß die nach Rußland verliehenen Millionen (die in Frankreich nicht, wie in Deutschland geschähe, industriellem Bedürfniß entzogen werden) fette Rente heimsenden und daß der Britenfreundschaft die Weitung und Sicherung des nordafrikanischen Reiches, der Nouvelle France, zu danken ist. Müssen wir thun, als seien wir mit Rußland intimer als Frankreich und alles von Sasonow, Jswolstij's gehorsamem Statthalter, der Republik Gespendete werthlos wie eine in Goldschaum gewälzte Pfeffernuß? ‚Baltijskij Port! Ja, Kinder, ein Kaiser richtet beim Gossudar doch Anderes aus als irgendein Faure oder Poincaré. Zu Aktionen gegen uns ist Peterhof, trotz schönen Trostworten, niemals zu haben.‘ So prahlen wir. Und die Folge so übler Gewohnheit ist, daß sich die Bänder festigen, die unser stumpfes Federmesser durchschneiden wollte; daß jeder entreeue der Majestäten ein höflich erzwungener Verzicht auf Tischreden (die flüchtigen Gefühlsausdruck annageln könnten) und ein neuer Treuschwur ins Ohr des Verbündeten vorangeht, jeder eine sichtbare Befräftigung des Bündnißgedan-

fenß nachhinkt. Statt in breiten Waschküßeln den Moskowitern Schlagsahne vorzusetzen, sollten wir bedenken, daß sie jedem möglichen Gegner deutscher Zukunft Hilfe zugesagt haben; und gleich danach, daß wir sie zur Illuminirung dieser Zusage nöthigen, wenn wir zwinfernd andeuten, ihr Haupt und ihr Herz habe sich von papiernen Verträgen zum warmen Odem des Nachbarmundes gekehrt. Rußland und Frankreich sind verbündet, fühlen sich in diesem Verhältniß wohl; und wir werden verächtlich, wenn wir uns stellen, als sei in dunkler Nacht die Lockerung des Bundes glücklich und der Lofe von unserem Liebreiz bezaubert. Unsere Allure ist, leider, schlecht. Draußen und drinnen. Wir scheinen uns in Concerns zu drängen, deren Lebenszweck uns feindsällig ist. Wir erreichen nicht, daß die natürlichen Magnete unserer militärischen und wirthschaftlichen Macht Stammesplitter anziehen und gegen Widerstände festhalten; daß Polen, Elsäßer, Dänen sich der deutschen Scholle einwurzeln und sich der Zugehörigkeit zu solchem Kraftgebild freuen lernen; daß andere Germanenvölker sich in den warmen Dunstkreis unserer Schirmgewalt sehnen. Während wir flennen, daß auf keinem Fleck der Erdfeste friedfertiger Menschen wohnen, und unser Schmerz über die Verkennung des Frömmsten in salzige Zähren zerfließt, wird öffentlich, mit unanständiger Deutlichkeit, erörtert, wann und wie man uns schlagen könne, wolle, müsse. Gestern in Frankreich, heute in Großbritannien; morgen vielleicht in Rußland. Ward Aehnliches je von einem nicht stechen Reich hingenommen? Die von Gänsefüßchen umkrallten Sätze wurden vor drei Jahren gedruckt und hier gelesen. Unzweideutiger Sinn: Wir dürfen fortan keinerlei Ungebühr dulden, öffentlich Meinung Ausprechenden aber auch nicht erlauben, das Deutsche Reich tiefer in den Verdacht der Lärmsucht, der Absicht auf Anbiederung oder Geschäftsstörung zu bringen. Ziel aller Wünsche: der ohne Hochmuth stolze Entschluß zu Haltung und Geberde ruhiger Kraft. Das war nach Ugadir. Nun kam die Balkankriegszeit. Die Botschafterreunion in London. Dreibund gegen Bulgarien. Bularester Friede (der hinter dem Paragraphengitter noch Streitkeime liegen ließ). Neue Rüstung der Festlandsmächte. Wolkenballung, aus der Gewitter blitzen konnte. Kammerwahl: Frankreichs Verhältniß zu Deutschland wurde wieder in den Blickpunkt gerückt.

„Für eine Weile ist die Herrschaft der Radikalen (verschiedener Farbentönung) gesichert. Das ist, erstens, eine persönliche

Schlappe des Herrn Poincaré. Wird er als Präsident der Republik die Hoffnung eben so enttäuschen wie als Minister der Auswärtigen Angelegenheiten? Damals hat er, während des libyschen Krieges, die Italiener verärgert und, vor dem Balkankrieg, durch Dilettantenformeln die Geduld erfahrener Staatsmänner auf schwer erträgliche Proben gestellt. Als Präsident sollte er (dem die Clemenceau, Combes und Genossen deshalb in Versailles ihre Stimme versagten) die Jakobinermacht brechen, den Froschpfuhl im Bourbonenpalast austrocknen und der Republik eine in die von Biou bis zu Briand und Barthou reichende Schicht eingewurzelte, im Inneren und besonders nach außen starke Regierung schaffen. Eifriger Frühreif hat die Blüthe solchen Hoffens getödet. Der Wahlertrag ist, zweitens, aber auch ein internationales Ereigniß. Der Wirtschaft Frankreichs fehlt in diesem Frühling der Glanz, der sie fast immer dem Auge umgoldete. Die Ungunst der Weltkonjunktur wirkte auch da, wo das Kapital fremde Industrien reichlicher als heimische gespeist hat. Bankbrüche erschreckten den Rentner. Die Börsenumsätze schrumpften von Tag zu Tag; wo aus Maklermund sonst Tobsucht zu brüllen schien, nistet nun schwüles Schweigen und aus den Lugsüßgewerbestätten, Theatern, Restaurants weht Gestöhn durch die Schleier, die den blühenden Lenz verhängen. Schlechte Zeit. Muß Marianne sich in engeren Haushalt gewöhnen? Frankreich bezahlt nicht nur die eigene Armee und Marine, sondern, fürs Erste, auch Rußlands; hat seit achtzehn Jahren fast achtzehntausend Millionen Francs ins Ausland verliehen; und die neuen Truppen, Schiffe, Kolonien, Wege, Waffen, Kasernen, Eisenbahnen, Grenzforts, Munition und Kriegsgeräth für Erde, Meer, Luft haben viel Geld gekostet. Und nun soll gar die Rente des Reichsgläubigers besteuert werden; der Ubertausende, mit deren Geld die Republik wirtschaftet. Millionen (Mancher behauptet: Milliarden) waren in schweizerische und londoner Banken ausgewandert, den Stahlkammern der stärksten pariser Häuser die Depositen entzogen worden, unter der festesten Kreditburg der Protestanten die Säulen gebrochen und die Feinde der herrschenden Jakobiner und ihrer *mares stagnantes* hatten mit allen erlangbaren Mitteln das Börsengeschäft zu lähmen gestrebt. „So kanns nicht weitergehen“: überall war der Seufzer zu hören. Und die jähe oder sachte Abkehr von dem Sumpf zu erwarten, der so üble Dünste aushauchte. Die Nation wird, wie Herr Poincaré einst,

sprechen: ‚Le progrès n'est que de l'ordre en mouvement.‘ Die Vertreter strammer Ordnung, fleckloser Autorität, rüstiger Wehrfähigkeit werden siegen. So glaubte man. Weil sie diese Erwartung völlig enttäuscht hat, ist die Schlußrechnung des französischen Wahlgeschehens mit Gewinn und Verlust ein internationales Ereignis.

Am vierzehnten März wurde hier gesagt: ‚Die hellsten Köpfe der Republik hatten die Nothwendigkeit muthiger, nicht entehrender Resignation erkannt. Unsere Aufgabe war nur, ihnen und ihren Landsleuten Ruhe zu lassen. Wir mußten wünschen, daß die Briand, Barthou und Poincaré, die zwar nicht den Krieg, doch die Bereitschaft zum Krieg wollen, in der Wahlschlacht von den Radikalen und Sozialisten, den Gegnern dreijähriger Dienstzeit, nicht nur besiegt, sondern für Jahre in Ohnmacht zurückgeworfen werden. Ihr seht ja, hätten nach solchem Sieg die Rothen zu den Röthlichen gesagt, daß die Deutschen Vernunft angenommen haben und in Eintracht mit uns leben wollen; wozu also noch drei Dienstjahre, unter deren Last der Student, Techniker, Kaufmann knirscht und die dem wichtigsten Volkstheil die Republik verleiden? Daß unsere Heeresstärkung den Weg in diese Erkenntniß bahnen werde, war des Politikers Hoffnung. Frankreich, dachte er, wird bald merken, daß es die Kluft zwischen seiner und unserer Bevölkerungsziffer nicht überbrücken, die verhaßten trois ans gegen ein höflich mit ihm verkehrendes Deutschland nicht halten kann, und sich eines Tages auch fragen, wie lange es das für zwei Heere, zwei Flotten nöthige Geld aufzubringen und dennoch der Bankier Südosteuropas zu bleiben vermöge.‘ Wir waren nicht still, zwangen durch nutzlos schrille Geräusche den Nachbar in scheue Wachsamkeit: und lesen jetzt, daß den drei Jahren auch in der neuen Kammer die Mehrheit gewiß sei. Wie lange? Die Antwort wird von Deutschlands Haltung bestimmt werden. Frankreich hat leise, behutsam gesprochen; seinem Ohr aber seinen Wunsch klar angedeutet. Den Radikalen und Sozialisten, von deren Ausbünstung und Leistung es durchaus nicht entzückt ist, hätte es die Mannschaft des Präsidenten Poincaré und des kingmaker Briand vorgezogen, wenn diese Donnerlegion nicht auf die drei Jahre verpflichtet wäre. Die müssen, weil sie (die längste Dienstzeit im Bereich europäischer Wehrpflicht) auf die Dauer unhaltbar sind und ihre Wirksamkeit schwindet, je höher in Deutschland die Zahl der fürs Heer Tauglichen steigt, den Willen zu rascher Erzwingung des Kriegesalles schüren. Und so

lange, wie Würde und Selbstachtungbedürfniß der Nation es irgend erlaubt, will Frankreich diesen Krieg vermeiden. Der bon sens seines vorikargen, arbeitsamen, nüchternen Landvolkes hat längst erkannt, daß die Republik die verlorenen Provinzen aus eigener Kraft nicht zurückerobern kann und noch im (unwahrscheinlichen) Fall ausreichender fremder Hilfe der ersten Ausbrunst deutschen Zornes allzu nah wäre. Daß ihr Schicksalspfad nicht in die Vogesen-schlucht zurückblegen darf, sondern vorwärts führen muß: in die Weite des ungeheuren Afrikanerreiches, das jetzt, nach der Einnahme von Tazza, durch den Eisenbahnstrang Tunis-Dran-Tez zur Einheit zusammengeschmiedet und dessen Hauptstadt dann von Paris aus in sechzig Stunden erreicht werden kann. Der Republik gehört Tongking und Madagaskar, Senegambien und ein breites Lendenstück der Aequatorialprovinz, wird morgen ein großer und saftiger Fezzen kleinasiatischer Erde gehören. Und ein Gespenst soll sie hindern, ihre Kraft zu lohnendem Werk zu sammeln und ihres Lebens froh zu werden? Frankreich will den Frieden, weil es ihn wollen muß. Das ist der Sinn seiner Wahl. Dadurch ward sie zum internationalen Ereigniß. Frankreich braucht, als Kolonialmacht Ersten Ranges, eine neue Trassirung seiner Willenswege; muß sich in den Entschluß zu völlig gewandelter Politik auffassen. Wie Britannien nicht ungestraft Jahre lang in die Nordsee starren, jeder anderen Pflicht fehlen, um jeden Preis für den Fall des Kanalkrieges Genossenschaft erkaufen und sein Geld hastig verschleudern könnte, so darf Frankreich sein Schicksal nicht länger in ein Wahngewand mörtern, das es zwingt, die vage Hoffnung auf Hilfe mit dem Aufwand von Summen zu miethen, die ihm am nächsten Tag dann für größere Aufgaben unentbehrlich, aber auch unwiederbringlich sind. Den Krieg gegen Deutschland, den Krieg für zwei Provinzen, denen schon das Wirthschaftsinteresse die Sehnsucht nach der Rückkehr in Franzosenherrschaft wehrt, dürfte die Republik nur wagen, wenn in ihr der zuversichtliche Glaube lebte, das Deutsche Reich zerstückt, auf ein Jahrhundert hinaus in kraftlose Staatenbröckchen zerstampfen zu können. Ein einzelner Sieg würde ihr nicht genügen: weil sie die Last der Serienkriege, die ihm folgen müßten, als musulmanische und asiatische Großmacht nicht, ungefährdet, auch nur durch fünf Lustren zu tragen vermöchte. Und die Republik müßte diesen Krieg, der, wie mancher dem Zoologen bekannte, eine wimmelnde Volkheit vernichten soll,

morgen ausfechten oder ihn für immer aus dem Bezirk ihres Willens, sogar ihrer Vorstellung scheiden. Die Politik des rachsüchtigen Millionärs, der Fäuste und Revolver erdingt, oder der Weltmacht, die, mit vernarbter Brust, selbst sich den Werth schuf und zu wahren entschlossen ist: vor diesem Scheideweg steht Frankreich. Heute noch kann es für den ganzen Umfang seines Besitzstandes in drei Erdtheilen die deutsche Bürgerschaft erlangen: und brauchte die Gewißheit solcher Affekuranz nur mit dem stummen Verzicht auf einen Gestus zu bezahlen, der nicht mehr schreckt, doch immer noch ärgert. Jede neue Sonne breitet den Lichtpfad solcher Erkenntniß. Jedes unbesonnene Gelärm deutscher Menschheit engt ihn und schleiert den Strahl in die Schatten ehrwürdiger Leidenszeit. Eindringlicher noch als im August des Gedenkjahres 1913 töne drum heute die Mahnung: „Da die Mehrheit des deutschen Volkes einen Krieg gegen Frankreich nicht wünscht und auch die Minderheit ihn (der an sich keinen von dem nöthigen Kraftaufwand entzündenden Ertrag verheißt) nur als das unvermeidbare Mittel gegen unerträglichen Drang hinnähme, sollte Jeder, der öffentlich spricht, Jeder, der öffentlichem Urtheil Raum gewährt, sich sorgfamer als bisher vor ungerechtem, das Selbstachtungbedürfniß der Franzosen verletzendem Meinensausdruck hüten.“

Eine Probe. Sechs Monate lang; bis der Reichstag wieder an die Haushaltsarbeit geht. Ein Halbjahr lang knappe, vorurtheillos höfliche Erörterung des in der Republik Geschehenden. In manchem französischen Gymnasium lernen die Schüler, neuere Geschichte aus einem Lehrbuch, das ihnen erzählt: „Friedrich der Zweite, den die Deutschen den Einzigen heißen, hat durch seine Erobererzüge nach Schlessien und Polen das Schicksal Preußens bestimmt und einen Mittelstaat in den Rang einer Großmacht erhöht. Das Werkzeug, das dazu half, war das Heer, den Hohenzollern Anfang und Ende aller Dinge; und die Leistung wurde durch den Krieg, die preußische Nationalindustrie, ermöglicht.“ Den Glauben an solche Offenbarung nehmen die Jünglinge ins Leben mit. Deutschland ist ihnen die von preußischen Kommandoschnarrern und Feldwebeln bewachte und rauh beherrschte Riesenfaserne, die dem Geist und den Musen, der Großmuth und der Grazie verriegelt ward und deren Belegschaft lechzend des Tages harret, der ihr den Vorwand zu Ausraubung und Verstümmelung Frankreichs liefern wird. Dieser Glaube wirkt fort und wird durch

Schmeichelworte nicht entwurzelt. Daß, dennoch, die Republik den Frieden wahren will und den Gefahren der Massentyrannis und Besitzrechtschmälerung lieber sich als dem muthwilligen Spiel mit den glimmenden Dochten der Rachsucht aussetzt: diese bündiger als je zuvor jetzt erwiesene Thatsache verpflichtet auch uns. Mindestens zu einem letzten, redlichen Versuch, der, noch wenn er mißlänge, nicht schaden könnte. Neue Rüstung Deutschlands zwänge Britanien und Rußland, die Frankreichs Niederwerfung, mit oder ohne Bündnißvertrag, nicht müßig dulden dürften, ins Aufgebot aller erlangbaren Kräfte, militärischer und finanzieller, die auf allen Seiten, selbst um den Preis schwer erschwinglicher Opfer, Genossenschaft erkaufen müßten. Auch davor brauchten wir nicht zu zittern, wenn Nothwendigkeit uns in solchen Engpaß pferchte. Doch wir wünschen ja nicht die Schwächung noch gar die Vernichtung Frankreichs (wo lebt ein nüchtern Wacher, der solchen Wunsch hegt?); wünschen nur, in dem gewordenen Rechtszustand einträchtig mit ihm zu leben. Nicht das winzigste Dörfchen, nicht den Raum eines Schafstalles oder Rebenhügelchens erschnen wir von ihm; nur den Verzicht auf eine angewöhnte Grimasse. Die Welt wäre ärmer, wenn die Flamme des Galliergenius nur dünn noch aus ihr loderte und Frankreichs Stimme in zaghaftes Flüstern verblühte. Wem frommt das Mittel, das nur unwillkommenen Zweck fördern könnte? Eine Probe!

Heißet, Germanen, die wilden Männer sechs Monate lang schweigen. Redner und Schreiber. Vergesset, daß, gehehlt' worden ist. (Nur t rüben?) Lasset, bis wieder Nebelung ist, nicht täglich drucken, daß jeder Deutsche in Frankreich gehaßt und verfolgt, geschmäht oder geknufft wird und daß wir den Franzosen, wir edle Barbaren, dennoch nicht grollen. Eure Väter haben gesiegt, ihre sind geschlagen worden; und ihr Land hat Hunderttausend guter Deutschen Obdach und Einkunft, Behagen und Wohlstand gewährt. Entsetzet nicht, was ihre Zeitung meldet; ändert den Sinn und die Farbe des in Frankreich Gesprochenen und Gedruckten niemals auch nur im Allerkleinsten. Weder Weihrauch noch Schimpf. Kommt Unglimpf über den Rhein: bleibet gelassen; ist er der Rede werth, so mag und muß die Amtsinstanz für seine Ahndung sorgen. Rein häßliches, kein hämisches Wort. Kein Versuch, das Staatsgeschäft der Pariser zu stören. Eine ehrliche Probe. Die letzte.

Die Französische Republik kann dem Deutschen Reich nicht

die schwächste Parzelle entreißen und danach sicher sein, daß sie, allen deutschen Gewalten zum Trost, das Errungene sich zu wahren vermag. Deutschland will Frankreichs Macht nicht mindern, sondern, im ganzen Umfang des Dreifarbenbezirktes, mit seiner Wehrkraft verbürgen. Hier keine Absicht auf Gewinn, dort nationalen Dranges Gebieterruf in höhere, Zukunft verheißende Wirkenspflicht. Zwischen den Völkern Johannens und Bismarcks nur eines Schmerzes Schatten. Der weicht, wenn der Wucht sich die Flamme vermählt. Deshalb: Höhnet den Wahlgang nicht; grunzet nicht, während Italiens Jugend wider Oesterreich tobt, die Triple-Entente gleiche der körperlos schillernden Seifenblase, der Dreibund dreifach gehärtetem Erz. Säumet die Zunge! In diesem Sommer wird Schicksal."

Fünf Bruchstücke aus dem Heft vom sechzehnten Mai 1914. Aus drei Jahrgängen sahen Sie nun Beweise. Spricht so Franzosenhaß? Dem Präsidenten der Republik wird nicht geschmeichelt; der Wille der Republikanermehrheit aber ins Friedlich-Freundliche gedeutet und, weil der Betrachter früh merkt, daß dieser Sommer Krieg gebären oder den verkümmerten Frieden ohne Eisenkur von der Bleichsucht heilen muß, den Landsleuten für sechs Monate die Enthaltung von gressem Wort empfohlen. Millionen denken so; daß sonst Krieg werden könne, dünkt sie freilich eine „Fixe Idee“. Krieg der größten Mächte? „Unsinn. Wahnvorstellung. Der alte Bismarck hat sich, wenn ihn der Alb drückte, eingebildet. Sind wir, Deutsche, Engländer, Franzosen, Russen, einander nicht gute, unerfegliche Kunden?“ Das, Herr Präsident, war öffentlicher und privater Glaube. Noch im Juni hätten Sie in Berlin kaum zehn Menschen gefunden, die mit nahem Krieg rechneten. Ihnen ist anders berichtet worden. Schon im März 1913 vom Botschafter: „Der hier in Mode gekommene Vergleich mit 1813 geht fehl. Wenn man dem Aufstand des deutschen Volkes gegen das in Weltherrschaft strebende Genie eine Vergleichsmöglichkeit sucht, wird man sie in Frankreich finden; denn unser Volk denkt nur an Abwehr drohender Gewalt. In diesem Meinungsstand beider Länder sehe ich ernste Gefahr.“ Vom Militärbevollmächtigten: „Der Aufschwung des vaterländischen Gefühles in Frankreich hat hier vielfach Zorn erregt. Ein Reichstagsmitglied nannte den Entschluß zu dreijährigem Wehrdienst eine Herausforderung, die Deutschland nicht dulden dürfe. Von ruhigeren

Leuten hört man oft, Frankreich habe, mit seinen vierzig Millionen Einwohnern, nicht das Recht auf eine Heeresziffer, die Deutschlands erreiche. Alles rast, weil nach höchster Kraftanspannung noch immer sich nicht die Möglichkeit zeigt, Frankreich zu überrennen. Das aber will Deutschland; mit endgiltiger Wirkung uns, die mit ihm nicht gehen wollen noch können, aus der Bahn drängen. Mein Vorgänger war im Recht, da er schrieb: „Die Deutschen waren ausgezogen, die Welt zu erobern, und hattengewähnt, gegen ihre Macht werde Niemand den Kampf wagen. Die Industrie, den Handel, den Dehnungsdrang Deutschlands durfte kein Grenzpfahl hemmen. Dieser Ehrgeiz ist nicht geschwunden. Wir, die als Macht Zweiten Ranges gelten, haben in der Krisis von 1911 Widerstand geleistet. Kaiser und Regierung haben nachgegeben. Das hat die Oeffentliche Meinung nicht verziehen. Sie will nicht, daß der Vorgang sich wiederhole.“ Jetzt soll Deutschlands Schlagkraft so gestärkt werden, daß uns im Nothfall nur die Wahl zwischen Erniedrigung und Vernichtung bliebe. Doch Frankreich will nicht ab danken, sondern, nach Renans Wort, seine unzerstörbare Fähigkeit zu Wiedergeburt und Auferstehung zeigen. Die Wuth der Deutschen ist also leicht zu erklären. Das Problem, vor dem wir heute stehen, konnte uns im Lauf der Zeit nur noch gefährlicher werden: denn die Abnahme unserer Jahrgangsziffer kleinert unaufhaltsam die Friedenspräsenzzahl. Die Deutschen wollen gefürchtet sein und finden, daß wir, mit unseren vierzig Millionen Menschen, einen zu breiten Platz an der Sonne haben. Fühlt ihr Stolz sich eines Tages gekränkt, dann begünstigt die ungeheure Ueberlegenheit ihres Heeres den Ausbruch des Volkszornes. Und Keiner kann hindern, daß die ersten Hauptschläge auf Frankreich fallen.“ Am selben Märztag schreibt der Marinemann: „Weil eine Anfangsschlappe des Kaiserreiches unerreichbare Folgen haben könnte, steht in allen Plänen des Großen Generalstabes vornan eine Offensive, die Frankreich zerschmettern soll. Er will gegen alle Möglichkeiten gesichert sein und sieht in uns den stärksten Gegner. Am Hof denkt man wohl ungefähr wie der alte Fürst Händel, der neulich zu einem Herrn unserer Gesandtschaft sagte, er habe vor dem Krieg von 1870 den Franzosen die Niederlage prophezeit, weil sie nicht genau, nicht bis ins Kleinste pünktlich genug bei der Arbeit seien. Im nächsten, von viel größeren Massen auszufechtenden Krieg sei dem Volk, dessen Diener auf jeder Leiter-

spresse bis ins Winzigste genau ihre Pflicht erfüllen, der Sieg noch sicherer. Dieses Vertrauen auf das Uebergewicht ihrer Heeresorganisation lebt in allen Deutschen. Die geräuschvolle Jahrhundertfeier soll das Volk in den Glauben überreden, Frankreich sei heute noch, wie in der Zeit des Freiheitkrieges, der Erbfeind. Mit siebenhunderttausend Mann in Waffen (ohne die vielen Reservisten, die jetzt ausgebildet werden), mit einer vollkommenen Organisation und einer von der Kriegsfucht des Wehr- und Flottenvereins gestimmten Oeffentlichen Meinung ist das deutsche Volk in dieser Stunde ein höchst gefährlicher Nachbar. Die Deutschen wollten das Gleichgewicht der beiden Heerlager, in die Europa sich scheidet, mit einer von ihnen selbst kaum noch überbietbaren Anstrengung aufheben. Frankreich schien ihnen zu ernstem Opfer nicht willig. Unser Entschluß zu dreijähriger Dienstzeit vereitelt ihren Plan.“ Im Juli liest Herr Vichon einen Auszug der besten Agentenberichte. „Die Kräfte, die in Deutschland die Erhaltung des Friedens wollen, sind ohne Organisation und beliebte Führer. Die Kriegspartei hat Köpfe, Truppen, eine von Ueberzeugung oder Bezahlung getriebene Presse; sie macht Meinungen und wendet die verschiedensten Schreckmittel an, um die Regierung einzuschüchtern. Manchem scheint der Krieg unvermeidlich und für Deutschland früh günstiger als spät. Andere dünkt er nothwendig, um das Land von Uebervölkerung, Ueberproduktion, Demokratisirung, Socialisirung zu erlösen. Eine dritte Gruppe fürchtet, daß die Zeit für Frankreich arbeitsam und man die Entscheidung deshalb beschleunigen müsse. Aus Gesprächen und Flugchriften klingt nicht selten der Glaube, neben einem gekräftigten Frankreich könne, nach allen Lehren der Geschichte, Deutschland nicht atmen.“ Die Aufzählung der nach Krieg lüsternen Gruppen geht weiter. „Die gefährlichste ist die von Groll und Rachsucht geleitete. Die meisten Rekruten liefert ihr die Diplomatie, deren Leistung von der Presse sehr schlecht beurtheilt wird. Diese Leute stöhnen, sie seien geprellt worden, und brüten Rache. Einer von ihnen hat gesagt, mit uns könne Deutschland erst ernsthaft reden, wenn es alle wehrfähigen Männer in Waffen hat. Das System der Schutzbündnisse warnt vor offener Kriegserklärung. Ist es so weit, dann muß man Frankreich zum Angriff zwingen; wenns nicht anders geht, durch Beleidigung. Das ist überlieferter Preußenbrauch. Deutschland wird das Abenteuer

wohl scheuen, wenn der Beweis erbracht ist, daß der Bund mit Rußland und die Freundschaft mit England mehr sind als Schemen aus dem Reich der Diplomatie: wirklich und wirksam. Die Britenflotte flößt heilsamen Schrecken ein. Doch weiß Jeder, daß der Seesieg nichts entscheiden, die Hauptrechnung auf dem Festland beglücken würde. Rußland wird nicht mehr so niedrig eingeschätzt wie vor drei oder vier Jahren; aber man meint, sein Aufmarsch werde lange währen und sein Eingriff nicht kräftig sein. Der nächste Krieg wird ein deutsch-französischer Zweikampf werden: in diese Vermuthung haben sich die Geister gewöhnt. (Das steht, Alles, im Gelbbuch von 1914: La guerre européenne.)

Diesen Berichten haben Sie, wie vielleicht niemals einem Evangelium, geglaubt. Daß sie einen schmalen Wahrheitstrand mit viel Dichtung aufpolsterten, könnte Eure Excellenz Dem glauben, der seinen Willen zu ernster Verständigung (nicht: zum Schattenspiel der „Annäherung“), seinen harten Tadel unartiger Ruhestörung durch Abschriftsätze erwiesen hat. Die Schaar, die in den Berichten Kriegspartei hieß, wollte stärkeren, in festeren Grund vermauerten Frieden als Ihre Pazifisten. Wollte die Einwurzelung der Gewißheit von Deutschlands Kraft, Muth und Willensentschluß, nothwendigem Kampf, noch dem Schwierigsten, niemals und nirgends auszubiegen. Diese Schaar dachte: Ein weder in Bluff noch in Rückzug zu bewegendes, jenseits von Prozeßerei und Bettelei, von Geprahle und Geschmeichel stillalten Werth mehrendes, neuen zeugendes Deutschland wird von eigenen Wesens Gnade aus würdiger Ruhe dem Neiderblick selbst in Größe aufwachsen, vom Erbfeind selbst nicht angefallen, sondern in Rame-radschaft gerufen werden. Sie, Herr Präsident, schelten es unverföhnlich, schmähen seine Seele, bespelen seine Krieger. Sie schwagen, Ihre Republik habe still und harmlos, wie der Tell Schillers, des Ehrenbürgers von Frankreich, gelebt und in jedem Nährer kriegerischer Pläne einen Verbrecher oder Narren gesehen. Deutschlands Jugend die blutdürstige Horde, wilder die Rouget sang, der von Gefinnungschnüfflern in finsternes Elend gehetzte Barde? Da nun die wichtigsten Akten entsegelt sind, kann (und muß) dem Anwalt des Rechtes sein Recht werden. Und böte Ihre Mär vom Ursprung des Krieges lautere Wahrheit: Ihren Traum von Triumphbogen und Pantheon hat sein Sturm zerweht.

Börsenwitz. *)

Die Biographen des Wizes, Jean Paul, Friedrich Vischer und Runo Fischer, haben von dem Börsenwitz nichts gesagt. Der bayreuther Aesthet konnte die Börse nicht vorahnen; der schwäbische Satiriker hatte keinerlei Beziehung zum Reich der Prozente; und der dem Klassizismus entsprossenen heidelberger Exzellenz fehlte der Sinn für den Kaufmann und sein Geschäft. So blieb der Börsenwitz am Boden seiner Herkunft haften, weil Keiner versuchte, ihn in die Heiligen Hallen der Aesthetik einzuführen. Vielleicht hängt er zu sehr am Materiellen, als daß es den Schöngeist reizen könnte, solchen Spuren nachzugehen. Einer, ders sicher versucht hätte, wäre Schopenhauer gewesen; trotz seinem Widerwillen gegen die „Propheten Merkurs“ hätte er dem Reiz der gesammelten Schlagkraft des Börsenwizes nicht widerstanden.

Es ist schwer, diese Art des Wizes in eine bestimmte Klasse einzuordnen. Er ist oft nur Witz, hält sich in den Grenzen dieses Ausflusses der Urtheilskraft und begnügt sich, als Klangwitz, Wortspiel, Zweideutigkeit sein Publikum zu suchen. Er bewegt sich aber auch in den oberen Regionen und überrascht als „spielendes Erkenntnißurtheil“. Ja, er erreicht manchmal sogar die Höhe der Sa-

*) Ein Bruchstück aus dem Buch „Im Reich des Geldes“, das Herr Leo Jolles im Verlag von Schuster & Loeffler erscheinen läßt und das ein paar Duzend vor dem Krieg geschrieben, aber noch in und nach der Kriegszeit lesenwerther Kapitel aus der Wirthschaftsgeschichte aller wichtigen Völker, zwischen den zwei Pappdeckeln eines Bandes, auch innerlich eint. Von Spekulation und Kursen, von dem Genie und der Ethik des Industriellen und Händlers spricht es; zeigt Gestalt und Persönlichkeit (Harriman und Rathenau, Carnegie und Kirdorf, Stinnes und Ballin, Fürstenberg und Fischel, die Rothschild und die Mendelssohn); und leuchtet bis in die Winkel, wo, nach dem Abtuz, Spieler und Gauner haufen. Ein buntes, fröhlich geschriebenes, auch dem Laien leicht zugängliches Buch; aus dem, dennoch, der Kundigste irgendwas lernen wird: und das schon deshalb sogar in buchfeindlichen Tagen Erfolg haben muß. Soll ich den Autor loben? Darf ich? Ihn lobt sein Werk. Wenn ich seine flecklose Rechlichkeit, das Verantwortungsbewußtsein, das in seinem heiteren, zuversichtlich an Deutschlands unbrechbare Kraft glaubenden Herzen lebt, seinen Willen zu kluger Gerechtigkeit, die Sachkenntniß, die sich, ohne eitle Selbstzufriedenheit, an jedem neuen Vorgang, nach neuer Erfahrung gierig, weht, nicht hoch schätze, hätte ich ihn nicht erjucht, hier, unter dem Namen des hundertköpfigen, nie schlummernden Heperidentwächters Labon, die Ereignisse des Wirthschaftslebens zu wägen, zu richten. Seit zehn Jahren thut ers. Mancher, der sich einen Herakles wähnte, hat ihn befehdet; doch Keiner ihn, wie der echte Augeiasstalllehrer den Goldäpfelwächter, in entscheidendem Männerkampf überwunden.

tire, der Ironie und des Humors. Jean Paul sagt vom Witz: „Er ist der verkleidete Priester, der jedes Paar traut.“ Und Vischer fügt hinzu: „Er traut die Paare am Liebsten, deren Verbindung die Verwandten nicht dulden wollen.“ Hier ist zum Ausdruck gebracht, daß der Kern des Witzes in der überraschenden Vereinigung von Gegensätzen besteht. Mit dieser Charakterisirung ist aber sein Wesen nicht erschöpft. Runo Fischer hat die Bedeutung des Witzes in dessen Beziehungen zum Intellekt, zur Urtheilskraft, gelegt und ist damit zu einer gerötheten Werthung dieser geistigen Erscheinung gelangt. Er nennt den Witz ein „spielendes Urtheil“. Er spricht vom „Spiel der durchdringenden Urtheilskraft, das eine verborgene Wahrheit leicht und schnell zu Tage fördert“; ruft dann aber Widerspruch hervor, wenn er im Mutterwitz die kostbarste Blüthe des Witzes sieht. Man kann vielleicht sagen, daß hier die Ursprünglichkeit des scharf und sicher gefaßten Urtheils besonders sichtbar hervortritt; wirksamer jedoch und ästhetisch befriedigender ist der Witz, der auf kultivirtem Boden wächst.

Auf das Kennzeichen „intellektuell“ hat auch der Börsewitz Anspruch; aber seine Wäter sind nicht immer mit Mutterwitz gesegnet. Der Witz setzt eine gewisse innere Freiheit voraus. Er darf nicht „an den Engel und den Gott glauben“ und muß ewig Krieg mit dem Schönen führen. Ohne Cynismus kein Witz. Die cynische Ueberlegenheit aber wirkt auf den weniger ausgeglichenen Geist beruhigend. Er fühlt sich geborgen in der durch den Witz gereinigten Atmosphäre.

Man könnte glauben, daß die Börse, auf deren Boden um die materiellsten Güter gerungen wird, die Freiheit des Geistes lähmt und ihre Völker tief in Stoff versinken läßt. Und doch giebt gerade in diesem Kreis Viele, die sich über der Situation halten und die Weite ihres Blickes nicht nach der Kursbewegung regeln. Diese Kraft geht von der Börse selbst aus, in deren Bereich die stärksten Gegensätze, in raschster Folge, aufeinandertreffen. Der Börsewitz hat sich mit dem häufigen Szenenwechsel abgefunden und ein Wort geprägt, das zu den bekanntesten Zierstücken des Börsearsenals gehört: „Die Kurse sind wie eine Lawine: immer hinauf und hinunter.“ Hier giebt sich der Geist der Börse in reinster Form des Ausdrucks. Das ist nicht nur Witz, sondern auch Satire, Ironie und tiefere Bedeutung. Daß eine Lawine nicht steigt, nur fällt, weiß Jeder. Man darf die Kenntniß dieser Erscheinung auch bei der Börse voraussetzen. Warum also das schiefe Bild? Um das ganze Kurstreiben, den oft sinnlosen Kampf um Gewinn und Verlust, den Würzel an Menschenwürde, der dabei oft aufgedeckt wird, mit der Hülle überlegener Ironie zu umkleiden. Es giebt Augenblicke, wo die Börse sich selbst ironisirt; und wenn sich ihr Urtheil einmal zu solcher Kraftleistung gesammelt hat, verfehlt sie nie, den Niederschlag der Erkenntniß in einen Witz umzuprägen.

Selbst im Wortspiel, das die Situation hervorbringt, steckt oft mehr als ein bloßes Spiel mit Worten. Bei einer der (nicht gerade seltenen) Erschütterungen der newyorker Börse, die regelmäßig die

großen Effektenmärkte unserer Alten Welt in Mitleidenschaft zogen, tröstete man sich in der berliner Burgstraße mit dem Witz: „Diesmal wars keine Deroute, sondern eine Redoute.“ Der Sturm in Amerika hatte sich schnell gelegt und war vorübergegangen, ohne auf unserem Festland Menschenleben geknickt zu haben. So wirkte der witzige Vergleich wie eine Befreiung. Die Aengstlichen eigneten sich das Urtheil an, das in dem Witz steckte. Ihnen war es die Bestätigung für die Ungefährlichkeit der Vorgänge in New York. Möglich, daß der Urheber des Wortes nur eine Antithese liefern wollte. Da die Börse aber dem Erzeugniß ihre Fabrikmarke ausdrückte, war es damit zu einem Urtheil erhoben. Der Vergleich der Deroute mit der Redoute werzte übrigens nicht nur in der Versekung eines Buchstabens. Damit allein wäre noch kein Beweis für die kombinatorische Fähigkeit des Börsengehirns erbracht. Die schlimmen Tage in New York fielen in die Karnevalszeit; und so vereinte sich ein Taschenspielertrick mit einer „erkenntnistheoretischen“ Leistung zur Erzeugung eines „spielenden Urtheils“.

„Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen; er glaubt nicht an den Engel und den Gott.“ So Schiller an die Adresse Voltaires. Aber der Vers könnte auch über dem Eingang ins Börsehaus stehen. Nicht einmal vor „Ehrlich-Gata 606“ machte ihr Witz Halt. Die Aktien der Höchster Farbwerke gingen in die Höhe, weil findige Köpfe die Millionen, die die Herstellung des neuen Ehrlichpräparates bringen konnte, früh zu verwerthen suchten. Nun kam der Börsenwitz und griff sich den Uebereifer der Spekulation heraus. Frage: „Was meinen Sie von der Haufe in Höchster Farbwerken?“ Antwort: „Die Aktien werden bis 606 steigen.“ Und darauf erwiderte der Frager: „Wenn sie es ehrlich sagen, wird es wohl so kommen.“ In diesem Beispiel weist der Witz auf das Lächerliche solcher Kursprozedur hin, ohne die natürlichen Schwächen der Börse zu verkennen. Im Wesen des Witzes liegt, daß er oft verlegend wirkt. Und da die Gäste der Börse nicht in einem Meer der Gefühle zu schwimmen pflegen, kann es vorkommen, daß das Destillat ihres Geistes nach Gift und Operment schmeckt. Ein bekannter Finanzmann verheirathete seine Tochter, nachdem sie ihr Judenthum abgestreift hatte, an einen adeligen Herrn. Die Ehe ging in die Brüche; und die Börse witzelte: „Erst hat er seine Tochter konvertirt und dann hat er sie abgestempelt zurückbekommen.“

In der Art, wie der Börsenmann über sich selbst urtheilt, drückt sich oft ein Maß von Selbsterkenntniß aus, das ihn zum Philosophen macht. Zum spekulativen Philosophen natürlich; denn der philosophische Spekulant ist niederen Grades. Wie beruhigend wirkt, zum Beispiel, dieser Dialog, der beinahe amtlich ist: „Was, meinen Sie, habe ich heute verdient?“ „Die Hälfte.“ Darin ist eigentlich die ganze Börsenphilosophie enthalten: stets wird „mit Aufgeld“ gehandelt, das der kundige Thebaner ohne Weiteres abzieht. Nur die Neulinge zahlen Alles bar. Und wer ganz gerissen ist, pumpt sich von seinem gläubiger Geld und leiht es ihm dann zu zehn Prozent zurück. Ob

solche Geschäfte wirklich vorkommen, ob sie nur der Phantasia der Börse entspringen: sicher ist, daß in Berlin einmal über eine Wandlung dieser Sorte viel gelacht wurde. Da zeigte sich, daß die Börse auch Mutterwitz hat.

Die Börse züchtet den Geist der ihr Angehörigen. Natürlich wird der Witz nicht von ihr selbst geliefert. Seine Schöpfer sind einzelne Personen. Die aber wirken als Agenten des Börsegeistes und sind in dem Augenblick verschwunden, wo die Börse sich „offiziell“ des neuesten Witzes bemächtigt hat. Daß einzelne, besonders witzige Köpfe trotzdem aus dem Meer der schwarzen Hüte hinausragen, hängt meist damit zusammen, daß sie auch sonst auf einem erhöhten Podium stehen. In Berlin gehört zu diesen gut geprägten Persönlichkeiten, deren Witz sich ständig selbst erneuert, der Geschäftsinhaber der Berliner Handelsgesellschaft, Karl Fürstenberg. In Wien herrschten lange durch witzige Schlagfertigkeiten die Finanzbarone Königswarter und Sina. Von Jenem stammt das böse Wort: „Wenn die Spekulation unter die Erde geht, fängt der Schwindel an“. Dieser entzückte die „Tempelherren vom Schottenring“, als er den Kampf gegen den letzten Mitbegründer der Oesterreichischen Kreditanstalt, Laemmel, mit der freundlichen Zustimmung einleitete: „Das Laemmel wollen wir mal scheeren.“

Die Börse weiß Reichtum und Glück zu schätzen; im Grunde aber läßt sie sich nicht leicht imponiren. Auch der „größte Mann“ wird von ihr kritisch behandelt. Und ihr Urtheil verblüfft oft durch seine Sicherheit mehr noch als durch seine Bosheit. So charakterisirte sie einen der kühnsten Helden der Spekulation durch die Frage: „Welche beiden Dinge kann Der nicht ablegen?“ Antwort: „Barockmanieren und Rechnung.“ Man wundert sich, daß die Börsenleute, bei so stark wirkender psychologischer Technik, doch oft von Führern, deren bedenkliche Eigenschaften sie erkannt haben, ins Schlepptau genommen werden. In diesem Widerspruch zwischen Witz und Leichtgläubigkeit zeigt sich die schwache Seite der Börsenseele. Sie besteht in der hemmunglosen Hinneigung zu jeder Gewinnchance. Hat der im Wesen erkannte und witzig festgenagelte Anführer einen Erfolg aufzuweisen, so ist die Urtheilskraft ausgeschaltet und nur die blanke Gewinnjucht arbeitet noch. Der Feldherr der Börse ist dabei von dem kleinen Spekulanten, den der Rißel des Spiels oder die Gewohnheit in den Börsensaal treibt, zu unterscheiden. Die Feinde der Börse, deren einziges Stichwort der vom Eisenbahnminister Maybach erfundene „Giftbaum“ ist, sehen in ihr nur den Spielplatz. Von volks- und privatwirthschaftlichen Funktionen wollen sie nichts wissen, um ihr Hirn nicht mit Dingen zu belasten, die über ihr Verständnis gehen. Wäre die Börse nur eine gefährliche Spielhölle, dann hätte die „wohlwollende“ Behandlung von der feindlichen Seite sie getödet. Und ihr Boden hätte nicht einen Vorrath geistiger Ueberlegenheit, wie den spezifischen Börsenwitz, reifen lassen. Nimmt man zum Ausgang der Beweisführung die geistige Leistung der Börse, die sich durch ihren eigenen Witz kennzeichnet, so kann man jagen: „Eine Einrich-

lung, die den Scharfsinn in solcher Weise pflegt, läßt sich unmöglich mit der Sphäre des Casinos von Monte Carlo vergleichen.“ Der Börsenwitz ist ein starker Beweis gegen die catonischen, oft nur platonischen Verächter der Börse und er hat seine Kraft diesen Widersachern gegenüber zu wirksamer Geltung gebracht.

Wo der Witz ironisch wird, trifft er Schwächen, die der Börsenmann kennt, denen er aber niemals die Daseinsberechtigung absprechen wird. Das verleiht ihm eine Charakterpose, die oft nur äußerlich wirken soll, um das hinter ihrem schützenden Schirm hochende graue Elend zu verdecken. Nicht selten dient sie dazu, die geschäftliche Lage eines Wankenden zu stützen, dessen Rettung vielleicht darin besteht, daß er „das Gesicht wahr“. Die Verluste, die Einer an der Börse erleidet, tragen die Kraft der Selbstheilung in sich. Sie werden nur als Gegenätze zu den gleichen Gewinnmöglichkeiten empfunden und nicht auf eine gewisse „Moral“ hin untersucht. Gewinner und Verlierer werden vom Witz jeder Würde entkleidet. In der schneidend kalten Luft der Witzregion erfriert jedes Gefühl. Als in Berlin wieder einmal die Börse einer schiefen Ebene glück (die Veränderung der Lage war über Nacht gekommen), begrüßten die Auguren einander am nächsten Tag mit der verbindlich mitleidigen Frage: „Haben Sie sich schon an Ihre neuen Vermögensverhältnisse gewöhnt?“ Damit war die unklare Situation ins Reine gebracht. Neue Schreckensnachrichten fanden eine von stiller Heiterkeit durchsetzte Stimmung; und die Abwicklung der Krisis bewirkte kaum noch allzu lautes Gestöhn. Mit dem Begriff und den Folgen der „Pleite“ findet sich der Witz gern und gründlich ab. Das an sich wenig reizvolle Thema wird mit einer Liebe variirt, die den Verdacht erwecken könnte, die „Pleite“ gehöre zu den Lebensbedingungen der Börse. Beliebte ist die folgende Variante. A hat Pleite gemacht. Man erzählt dem B. Der ist zunächst sehr erstaunt, sagt dann aber ruhig und bestimmt: „Dann mache ich auch Pleite.“ Frage: „Haben Sie denn mit A. Geschäfte gemacht?“ Antwort: „Nein; aber bei solcher Gelegenheit macht man mit Pleite.“ Ein Beispiel, das die genaue Kenntniß des Wesens aller geschäftlichen Erscheinungen beleuchtet. Der Börsenmann läßt sich manchmal betrügen; aber er wahrnt sich das Bewußtsein dieser Möglichkeit, das im einzelnen Fall einem oft durchbrechenden Optimismus unterliegt. Scharfsinn und Vertrauenseligkeit haben nicht selten ihre Stätte unter dem selben Schädeldach. Und der Spekulant weiß, daß ohne ein Bißchen Glauben überhaupt kein Geschäft möglich ist.

Gehört der Witz in eine Geschichte der Aesthetik, so darf auch dem Börsenwitz diese vornehme Unterkunft nicht geweigert werden. Jeder Ausdruck geistiger Freiheit wirkt ästhetisch erfreulich. Und wenn dem Börsenwitz nur gelungen wäre, dem Gößen Mammon die Narrenkappe aufs Haupt zu stülpen, so hätte er schon damit seine Kulturforderung deutlich erwiesen.

L a d o n.

Dresden - Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemässen Neuerungen

Bad Salzbrunn Oberbrunnen, Kronenquelle bei Katarrhen, Gicht, Zucker, Nieren- u. Blasenleiden.

Kohlensäure Mineralbäder, Wasserheilverfahren, Inhalatorien, Pneumatisches Institut, Radiumsanatorium. **Zanderinstitut.**

Bad Dürtheim

im Badischen Schwarzwald **Höchstgelegenes Solbad Europas**
jährlich 10.000 Bäder. — Anstalt u. Prosp.
durch das Grossh. Salmernamt und
den Kur- u. Verkehrsverein.

Dr. Möller's
Sanatorium
Demnitz (Sachsen)

**Diätet. Kuren
nach Schroth**

arriv. Lage
Dirkes, Heilbr.
L. chron. Krankh.
Resp. u. Bronchit.

Sanatorium Bühlau

bei Dresden.

Stets geöffnet. Prospekte frei.

Erhaltung f. Mineralbäder; pro Tag 3 Mk.

Berliner Zoologischer Garten

Grossartigste Sehenswürdigkeit der Welt!
Grösste u. schönste Restaurationsanlage der Welt!

Täglich grosses Konzert.

Neu! AQUARIUM mit Terrarium u. Insektarium.

Mitscher im Garten Krebse

Französische Strasse 18 **Pfirsichbowle**

Heintze & Blanckertz

Fabrik
Berlin
110

W 695
Schreibfeder
mit 100 Inkrisipha

Sanatorien

bietet der Anzeigenteil der
ZUKUNFT

Gelegenheit zu wirksamer
Propaganda.

Alleinige Anzeigen-Annahme der Wochenschrift „Die Zukunft“ nur Max Kirstein Berlin SW. 68, Markgrafenstr. 59. Fernspr. Amt Zentrum Nr. 10809, 10810.
Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zelle 1,20 Mk., auf Vorzugsetzen 1,80 Mk.



Denk
an uns
sendet

**Galem
Aleikum
Galem Gold**
Zigaretten

Willkommenste Liebesgabe!

Preis: N^o $\frac{3\frac{1}{2}}{3\frac{1}{2}}$ $\frac{4}{4}$ $\frac{5}{5}$ $\frac{6}{6}$ $\frac{8}{8}$ $\frac{10}{10}$ Pfg. d. Stk.

Trustfrei! 20 Stk. feldpostmässig verpackt portofrei!
50 Stk. feldpostmässig verpackt 10 Pf. Portofrei!

Orient. Tabak- u. Zigaretten-Fabr. Yenidze Dresden
Jnh. Hugo Zietz, Hoflieferant S.M. d. Königs v. Sachsen

KRONEN  BÜCHER

bringen nur

ausgewählte Romane

anerkannte Autoren

u. a. Werke von

Felix Hollaender
Fedor v. Zobellitz
Karl Rosner
Olga Wohlbrück
Max Kretzer
Edouard Rod
Horst Bodemer
A. von Perfall
Mite Kremnitz

Hans Land
Ottomar Enking
Karl Hans Strobl
Hans von Kahlenberg
Gaston Leroux
Alfred Schirokauer
Carl Graf Scapinelli
Alex. Baron v. Roberts
Gertrud Köbner


1 Mark

**KRONEN
BÜCHER**

Berlin SW. 68

Kronen-Verlag
G. m. b. H.